

Lahn-Bote

Unterhaltungs-Beilage

zur Emser n. Diezer Zeitung (verb. mit dem amtli. Kreisblatt)

Samstag, den 4. Dezember 1920



Aus der Heimatgeschichte.

Goethe in Bad Ems.

Von Karl Ernst Fischer.

In den vielen bedeutenden Männern, die unsern freundlichen Kurort mit ihrem Besuch beehrten, achte ich mich auf Goethe. Der Dichter weilte drei Mal in Bad Ems. Der erste Aufenthalt fällt in das Jahr 1772, als der junge Goethe, von Beglar kommend, das Lahntal durchwanderte, dessen Schönheiten er in begeisterten Worten pries. Der Dichter schreibt darüber in „Dichtung und Wahrheit“:

„Nach einer so angenehmen Wanderung von einigen Tagen gelangte ich nach Ems, wo ich einige Male des sanften Bades genoss und sodann auf einem Kahn den Fluß hinabwärts fuhr.“

Das zweite Mal kam Goethe 1774 mit dem Böhmen Pavater (Pfarrer in Zürich, Verfasser der Phyl. Mon. 1741-1801), den er kurz vorher in seiner Vaterstadt Frankfurt kennen gelernt hatte, nach Bad Ems. Während sich Pavater dort einem Kurgebrauch unterzog, lebte der Dichter nach einem mehrstägigen Aufenthalt in der Gesellschaft Pavaters in der kleinen Pension in Begleitung Pavaters (bekannter Pädagoge, 1723-1790) wieder am Kurort. Die drei so verschieden gearteten Männer lebten nun hier zusammen einige prächtige Wochen. Goethe erzählt über das damalige Badeleben:

„Die Gesellschaft nahm täglich zu. Es ward unmäßig viel getanzt, und weil man sich in den beiden großen Gebäuden (dem heissen und kalten Teil des Kurortes) ziemlich nahe berührte, bei guter, genauer Bekanntschaft, mancherlei Scherz getrieben. Einst verließ ich mich auf die Dorfgemeinschaft und ein namhafter Freund in dessen Gattin; wir fielen der vornehmen Gesellschaft durch allzu große Höflichkeit aus. Woher denn jedermann in gutem Humor versetzt wurde. An Abends, Mitternacht, und Morgens schliefen wir ruhig, und wir Jüngere gnossen des Schlafes sehr wenig.“

Im Gegenjah zu diesen Zerstreutungen brachte ich immer einen Teil der Nacht mit Pavater zu. Dieser setzte sich zu Bett, sondern diktierte unaufhörlich. Manchmal war er sich aufs Lager und schlummerte, indessen sein Herz, das jeder in der Hand, ganz ruhig seinen Schlag und zugleich den Fortschritt, wenn der Halberwache wieder seinen Gedanken freien Lauf gab. Dies geschah alles in einem dichtverschlossenen, von Tabak- und Schwimmdampf erfüllten Zimmer. So oft ich nun einen Tanz aussetzte, drang ich zu Pavater hinaus, der gleich über jedes Problem zu sprechen und zu Disputationen geneigt war und, wenn nach Verlauf einiger Zeit wieder zum Tische hinstellte, noch ehe ich zu Bett hinter mich ansetzte, den Boden mit der Hand ruhig diktierend aufnahm, als wenn welcher Schlafes gewiesen wäre.“

Goethe berichtet dann weiter, wie das Trio die benach-

barten Schlösser besuchte, und er beschreibt dann in ebenso launiger Weise einen gemeinschaftlichen Besuch bei der Frau von Stein in Nassau, der Mutter des großen Staatsmanns, bei welcher Gelegenheit Pavater in Anwesenheit der Gastgeberin, Frau La Roche aus Coblentz und anderen Damen in die wunderlichsten Reden ausbrach, die den religiösen Pavater tief verletzten. Auf dem Heimwege machte dieser Pavater deshalb schwere Vorwürfe, und Goethe strafte den Mißthäter auf andere Weise. Als der stets durstige Pavater an einem Wirtshaus in Dautenau den Wagen halten lassen wollte, rief Goethe dem Kutscher gebieterisch zu, er solle weiterfahren. Es entstand nun ein Streit hierüber, aber Goethe setzte seinen Willen durch, worüber Pavater höchst ergrimmt war. Selbstverständlich war diese Uneinigkeit nur eine vorübergehende.

Mitte Juli bereitete sich Pavater zur Abreise vor, und aus Anhänglichkeit an den Freund beschloß er, seine beiden Gefährten, sich ihm hierbei anzuschließen. Goethe schreibt hierüber, und ich mich in diese bedeutende Gesellschaft schon so eingewöhnt, daß ich es nicht über mich gewinnen konnte, sie zu verlassen. Eine sehr angenehme, Herz und Nieren erfreuende Fahrt hatten wir die Lahn hinab. Beim Anblick einer merkwürdigen Burg ruhmte ich mich, ich den „Geistergruß“ in Emsens Stammbuch.“ Dieses Gedicht lautet:

Hoch auf dem alten Turme steht
Des Helden edler Geist,
Der wie das Schiff vorüber geht,
Es wohl zu führen heist.
Sieh, eine Sonne war so stark,
Dies Herz so fest und wild,
Die Knochen voll von Ritterkraft,
Der Feder angefüllt:

Mein halbes Leben stürmt ich fort,
Verzehrt die Hälfte in Ruh',
Und du, du Menschenkind, dort,
Fahr immer, immer zu!

Die drei Gefährten kamen dann wohlkühn in Coblentz an, wo sie sich einige Tage aufhielten. Von dort ging die Reise nach Köln, wo sie noch einige Tage in der Gesellschaft Pavaters verlebten, denen sodann die Trennung folgte. Goethe lebte dieses gemüthliche Zusammenwandern in folgenden Versen:

„Und, wie nach Emmaus, weiter ging's
Mit Sturm- und Feuerzeichen:
Prophezie rechts, Prophezie links,
Das Weltkind in der Mitten.“

Die deutsche Kinderhilfswoche.

Mz. Berlin, 29. Nov. Die Blätter berichten ausführlich über die 15 öffentlichen Versammlungen, die gestern in Groß-Berlin als Einleitung der Kinderhilfswoche stattgefunden haben. Überall wurde von hervorragenden Autoritäten der medizinischen Wissenschaft und von ersten Führern der Kinderhilfsbewegung das erschütternde Elend besprochen, dem die Kinder Deutschlands namentlich infolge der Hungerkatastrophen und des andauernden Fehlens an ausreichender Nahrung auch nach dem Friedensschlusse zum Opfer fallen. Die bedauernde Jugend leidet an Mangel, Tuberkulose und Skrofelle in ganz erschrecken-

dem Maße. Die Versammlungen schlossen allgemein mit einem Appell an die Hilfsbereitschaft des ganzen deutschen Volkes.

Vermischte Nachrichten.

Friedrich Engels. Der deutsche und der internationale Sozialismus feierten am 28. November die Erinnerung an den 100. Geburtstag von Friedrich Engels. Auch das sozialistische Deutschland, zumal das Rheinland, hat Ursache, das Barmer Fabrikantensohnes zu gedenken, der, in einem rein bürgerlichen Hause, — um gleich die hier angemessene Begriffsbestimmung anzubringen: in einem kapitalistisch eingerichteten Elternhause aufgewachsen und die ganze Jugendzeit hindurch den pietistisch-spekulativen Stimmungen des Wuppertales ausgesetzt, Schritt für Schritt sich von dieser Umwelt trennte und im ersten persönlichen und geistigen Zusammenwirken mit Karl Marx zum Mitgründer und Bahnbrecher des revolutionären Sozialismus wurde. Wie dieser gelangte Engels von den klassischen deutschen Philosophie aus zum Sozialismus. Von Hegel übernahm er die „dialektische“ Methode der Welt- und Geschichtsauffassung im Sinne der Relativität und der Entwicklung aller sozialen und wirtschaftlichen Erscheinungen. Praktisch endete diese philosophische Spekulation mit dem bis zum Lebenden festgehaltenen Bekenntnis zum Klassenkampfgedanken, den er, gemeinsam mit Marx im kommunistischen Manifest von 1848, zum politischen Kampfsatz erhob, nicht freilich mit der Forderung, die unreine Konsumtion von heute ihm geben möchten. Die Diktatur des Proletariats in ihrer Stille konnte er nicht predigen, weil er, der revolutionäre Feuerkopf, doch noch zuviel wuppertalische Rücksichtlichkeit und Skepsis bewahrt hatte, um eine dauernde Vergeßlichkeit der Vergangenheit für möglich zu halten. Weiterhin fehlte es ihm nicht an Wirklichkeitsgefühl und von allen großen Propheten des Sozialismus ist ihm im Verhältnis am seltensten das Wahnschick begegnet, daß die tatsächliche Entwicklung seine Visionen gänzlich Lügen strafen mußte. Einige Ausrufungen von ihm aus den 1840er Jahren, die die dem Sozialismus aus einer vorzeitigen Uebernahme der Macht erwachenden Gefahren schildern, verdienen vielleicht festgehalten zu werden. So heißt es einmal: „Nehmen wir dagegen durch einen Krieg vorzeitig aus Mangel, so sind die Reaktionen unter prinzipiellen Segnen. Sie betrügen und verraten uns, wo sie können. Wir müssen den Schreden gegen sie anwenden und werden doch. Es ist den französischen Revolutionären im Keinen seinerzeit passiert: sie mußten selbst in der gewöhnlichen Bedenkung die wirklich arbeitenden Unteropfer mit den alten Reaktionen besetzen lassen und diese hemmen und lähmen alles. Daher hoffe und wünsche ich, unsere so sicher mit der Ruhe und Unerschütterlichkeit eines Naturgesetzes fortwährende Entwicklung bleibe in ihrem naturgemäßen Geleise.“ Oder: „Die Zeit der Ueberwältigung der von kleinen bewußten Minoritäten an den Spitze bewußter Massen durchgeführten Revolutionen ist vorbei. Wo es sich um eine vollständige Umgestaltung der gesellschaftlichen Organisation handelt, da müssen die Massen selbst, selbst schon begriffen haben, worum es sich handelt, für was sie eintreten sollen. Das hat uns die Geschichte der letzten 50 Jahre gelehrt.“ Ob der Rat vom November 1918 diese Voraussetzung für den Herrschaftsbeginn des Sozialismus enthalten hat, wird heute vielleicht auch manchem Anhänger von Friedrich Engels zweifelhaft sein.

Glühender Vorbeer.

Roman von H. Schiller-Ringer.

Nachdruck verboten.

Wozu eine volle Stunde hatte Beestow dann mit seinem Stolz gerungen. Als er entschlossen war, zu Thunelda zu gehen und ihr alles zu bekennen, hörte er ihren Schritt. Sie kam zu ihm. Um so besser. Wie auch kommen mochte, es war notwendig, daß sie von ihrem Unrecht Kenntnis erhielt. Bisher war er raslos auf- und abgewandert, jetzt glitt er erschöpft in seinen Stuhl, schloß die Augen, ließ den heißen, feberglühenden Kopf in die Kissen sinken.

Als den ihr eigenen raschen Bewegungen trat Thunelda ein. Ihr langes, langes Auge blickte auf der zum Augenpaar gehörenden Gestalt des Mannes. Sahst du?

Was? Sein Auge sah in finsternen Vorwurf zu ihm auf.

Thunelda das Trost erwarb. „Ich wünsche Aufklärung. Das Glück unseres einzigen Kindes darf nicht geopfert werden. Es ist unsere Pflicht, dafür zu sorgen, daß die beiden vereint werden.“

Beestow nickte. „Sag' dich, Thunelda. Es ist auch mein Wunsch, daß wir beieinander sein, was zur Vereinigung des jungen Paares beitragen kann. Bisher habe ich keine Hoffnung, daß alles zu einem guten Ende kommt. Es ist nur die Furcht von Irrtum und Schuld, die ich dir zu erklären habe. Du begreifst die Irrtümer, ich die Schuld.“

„Mir ist damals gesagt worden, daß unser einziges Kind unsere Fehler und Schwächen so schwer büßen muß.“

„Ich las aus dem Spiel, bitte! Ich habe nie etwas davon — mir nicht das geringste vorzuwerfen!“

Da übermannte den Künstler der jahrelang mühsam beherrschte, eingebackene Zorn. Er ergab sich, seine Augen schloß, seine Hände, seine ausgestreckte Rechte wies auf die Erde, welche unwillkürlich erschauerte:

„Gerade du warst die Triebfeder meiner ehrlosen Handlungsweise, du hast das Glück unserer Tochter auf mich geworfen!“

„Über erlaube mal!“ entrüstete sich Thunelda, „sei ruhig und bleibe bei der Sache!“

Der Professor lachte; es klang schrill und unhelmlich. „Einmal, dem Rame ist Weib! Alt und grau warst

du geworden, Thunelda, ohne dir je deines größten Fehlers bewußt zu werden. Ich glaube, du würdest jeden Schwur darauf setzen, daß du eine Frau ohne Fehl und Tadel bist.“

„Wenigstens“, bewegte sie spöttisch den Kopf, „war ich stets bemüht, meine Fehler zu verbergen, in aller Stille abzuschieben, also können sie Unheil in keinem Falle angerichtet haben.“

Die Worte kam und ging auf ihrem Gesicht. „Es ist wenig edel von dir, dem Gespräch eine so peinliche Wendung zu geben mit der Absicht, mich zu verwirren und mit meinen belanglosen kleinen Schwächen deine heimlichen Sünden zuzudecken.“ „Ja, wohl, daß ich dich mit meiner Unschuld gequält habe. Aber war das fair? Ich nicht mein gutes Recht? Auch Künstlerinnen kann man die Pflichten, welche ihr der Götter heiligt, nicht oft genug vor Augen führen.“

„Das ist einer deiner Irrtümer, wenn auch von belangloser Art. Du hast es niemals nötig, Thunelda, mich auf meine Unzulänglichkeiten aufmerksam zu machen, die kannte ich allein und war moralisch gefestigt genug, um sie ernst zu nehmen. Ich wollte auch nicht von deiner Eifersucht hören“, er mußte nun doch, wenn auch in bitterem Hohn, in der Erinnerung an so manche ungerathene Eifersuchtszene lächeln, „soudern von deinem Egoismus, der so manches Mal als weibliche Hingabe und Zärtlichkeit in dir wirkte, dich herrschaftlich und unausstehlich machte. Dein verderblicher Egoismus ist es, der dich in der heutigen Tag in schwerer Sorge und Unfrieden durchleben.“

„Mein — Egoismus?“ Wirklich, der Gedanke war ihr noch nie gekommen, daß sie mit ihrem Drangsalieren schweres Unheil anrichten könne. Sie war im Gegenteil immer stolz darauf gewesen, daß sie durch ihre Energie dem Gatten zu immer höheren Leistungen angetrieben hatte. In ihren Augen war er gewissermaßen ein Schwächling, der des Ansporns bedurft, um nicht zum Trümmern herabzusinken, zum Nichtstun und Lagedieb.

Dieser Anschauung gab sie ohne weiteres Ausdruck. „Du hast jetzt gut reden. Was würdest du ohne mich, Reinhold? Ein armerlicher Fußfänger, gib es nur zu! Meine Energie hat dich vor dem Schicksal der Lächerlichkeit bewahrt. Nachdem du das Wohlleben kennengelernt, hastest du keine Lust mehr zum Arbeiten. Du warst, hätte ich dich nicht beständig zur Arbeit angetrieben, in Unfähigkeit verfallen.“

Da lachte Beestow schneidend auf und zernagte fähig an der flachen Hand auf den Schreibtisch, wo die Zeichnungen mit den roten, golden und Vorbeer verzeigten den Kisten lagen.

Das war nun seine Frau, mit welcher er zwanzig Jahre in enger Gemeinschaft gelebt. Sie hatte keine Abnung von seinen Eitelkeitskämpfen, dem heiß nach Betätigung reizenden Streben. Sie wollte nichts von jener quälenden Zeit, wo er, der Verzweiflung nahe, vernichtet wurde, was er geschaffen, was er im Bewußtsein seines Angehens dem Tage abgerungen und am Abend als wertlos erkennen mußte. Sie ahnte nicht, welche Hilfsmittel nötig gewesen waren für ihn, damit er tiefer, immer tiefer in die Geheimnisse der Kunst einordnen konnte, die sich ihm anfangs so spröde gezeigt. Im weissen durchleuchteten einmal die juchende Zeit, wo er mit jeder Ausdauer berühmte Gemälde kopiert hatte, sich hineinbohrend in fremde Geistesgröße bis zum Wahnsinn.

Was ihn vorwärtgetrieben hatte, war das Schuld- und Bewußtsein gewesen, daß auch das heiße Verlangen, ein anerkannter großer Künstler zu werden, ein eigenes Vermögen zu erwerben, aus der perfekten Abhängigkeit von seiner Frau herauszukommen.

Ach, und sie, die eigene Gattin, unterschätzte ihn so gründlich, hielt ihn für eine Sclavennatur, welche der Peitsche bedurfte!

Ganz erschrocken sah er sie aus seinen guten, schönen Augen an. Wenn er ihr auch fremd geworden, für so beschränkt, so klein und geistlosarm hatte er sie doch nicht gehalten.

Da kam sie und legte bittend die weiße kräftige Hand auf seine Schulter: „Reinhold, wir wollen doch nicht abbrechen, uns nicht mit Hinterlist überheulen, sondern das Wohl unserer Liebe im Auge behalten.“

Beestow nickte. „Du wirst wohl erkennen, daß ich keineswegs abgewandt bin. Sag' dich nur wieder, es spricht sich dann besser.“ „Du erinnerst dich wohl, daß du es dir als Mädchen zum Prinzip gemacht hastest, nur die Frau eines berühmten Mannes zu werden.“

Thunelda war nur zögernd seiner Aufforderung nachgekommen. Nun hob sie abweisend beide juwelengemachten Hände. „Aber wozu vertust du dich heute gerade in diese Reminiscenzen?“

Fortsetzung folgt.